

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Montag 6. Januar 1896.

Verleger Bureau: Berlin SW., Grenburgerstraße 5.

Englands Flasko in Transvaal.

Schöne neue Frauen und leere Drömlinge — nichts weiter! Das war der Eindruck, den die auswärts englische Politik im vergangenen Jahre gemacht hat.

Was wahrhaft frapportant Schnellleget hat dort die, wie wir wissen, von englischen Finanziers schon geraume Zeit vorbereitete Krißis, um die auch die Kapregierung wußte, ihren Verlauf genommen.

Ueber die Einzelheiten dieses Kampfes bringen die Blätter der Caplone bereits ausführliche Berichte. Die Uebergabe erfolgte um 2 Uhr am Donnerstag Nachmittag, nachdem Dr. Jameson 78 Mann verloren hatte.

Das Kolonialamt theilt ein Telegramm de Wets an Lord Robinson mit, wonach Alles ruhig sei. Präsident Krüger gab die Versicherung, daß wenn die Johannaberger sich ruhig verhalten die Stadt nichts zu befürchten habe.

Weiter wird mitgeteilt, daß der Präsident Krüger die Freilassung aller Gefangenen mit alleiniger Ausnahme Jamesons angeordnet hat, und daß diese Anordnung auch schon in Vollzug gesetzt wurde.

von Grausamkeiten, die von den Büren an den Gefangenen ausgeübt wären, sind nach zuverlässigen Mittheilungen tendenziös erfunden.

In den politischen Kreisen glaubt man nicht, daß die Transvaal-Angelegenheit mit dem Siege der Büren nummehr beendet ist. Im Gegentheil sind die Letzteren darauf und daran, nun ihrerseits den vollen Nutzen aus ihrem Siege zu ziehen.

Man will sogar wissen, daß eine internationale Regelung des künftigen Verhältnisses zwischen England und Transvaal geplant ist. Daß Deutschland einschließen ist, seine Interessen, die im vorliegenden Falle mit denen der Büren zusammenfallen, auf das Alerenergischste zu wahren, beweisen wenn überhaupt noch irgendwas ein Zweifel daran bestehen könnte, eben die wiederholten Konferenzen des Kaisers mit den Leitern des Auswärtigen Amtes und der Marinebehörden.

Das Telegramm des Kaisers Wilhelm am den Präsidenten Krüger, das seinen Zweifel darüber läßt, daß die südafrikanische Republik im Falle ernstlicher Bedrängnis auf die Hilfe Deutschlands rechnen kann, hat die Engländer in die höchste Erregung versetzt.

Wir höher Treue wissen wir konstatieren, daß mit ganz vereinzelten Ausnahmen die sogenannte deutsche Presse von den Sozialdemokraten bis hinab zu den sozialdemokratischen Organen, wie ein Mann sich erhoben hat, um der englischen Frechheit gegenüber entgegenzutreten.

Es sei eine Albernheit, wenn englische Mütter dem Präsidenten Krüger vorwerfen wollten, daß ein Frankreich und D. u. S.

land zu wenden. Daß die Deutsche englischer Abenteuer nicht die Existenz einer unabhängigen Republik gefährden dürfte, sei nicht eine Frage Englands allein.

Gewaltigen Widerhall haben die warnempfindenden Worte, welche unter Kaiserlicher Herr durch Oberhaupt des von englischer Kräfte hart beherrschten Bruderkönigreiches ausgesprochen, im ganzen deutschen Volk gefunden.

Deutsches Reich.

* Prinz Alexander von Preußen ist am Sonnabend Abend um 10 Uhr 45 Min. im 76. Lebensjahre gestorben. Der Kaiser und die Kaiserin wollten am Sterbebette des greisen Patienten, nachdem die Bulleins in den letzten Tagen Oeffnung auf Genesung des Erkrankten zugelassen hatten, trat in der Nacht zum Sonnabend plötzlich eine schlimme Wendung in dem Befinden des Kranken ein; die Aerzte konstatierten Herzschwäche und eine schnelle Abnahme der Kräfte.

Prinz Friedrich Wilhelm, Alexander, Königlich Preussischer, wurde am 21. Juni 1820 als Sohn des 1863 verstorbenen Prinzen Friedrich, eines Ritters Kaiser Wilhelms I. und der 1822 gestorbenen Prinzessin Luise, geb. Prinzessin von Anhalt-Bernburg, zu Berlin geboren; sein Großvater war Prinz Ludwig († 1796), Sohn König Friedrich Wilhelm I. aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Luise von Hessen und der Hohenlohe. Alle seine mütterlichen Vorfahren, unter anderem hohausen trat Prinz Alexander nach Vollendung seines zehnten Lebensjahres als Sekond-Lieutenant in 1. Garde-Regiment zu Fuß ein und wurde zugleich à la suite des Magdeburgerischen Garde-Landwehr-Bataillons gestellt, dessen erster Kommandeur sein Vater war.

Die heiligen drei Könige.

Polnische Legende.

Obwohl die Hirten mit Gelang an die Krippe zu Bethlehemen traten, obwohl jeder von ihnen, was er nur zu geben vermochte, dem Neugeborenen als Geschenk darbrachte — Joseph war doch nicht zufrieden mit diesen Geschenken.

Der kleine Jesus aber lächelte, streckte die Händchen entgegen, freundlich und sanft — ein reizendes Bild. Die Seele der reinsten Mutter aber erstarrte vor Wonne; die ganze Welt hätte sie herbeirufen mögen, um ihre Freude, ihren Stolz mit Allen zu theilen.

Maria nahm das Kindlein vom Schooß, betete es auf bühendes Heu, trat zu Joseph und sprach freundlich: „Mergere Dich nicht, Joseph, sie sind ja gekommen, meinen Sohn zu begründen.“

Doch Joseph war unzufrieden. „Zur Hölle! Wenn er zum Hirten der ganzen Welt begehrt ist, dann müssen die Könige kommen und königliche Gaben bringen.“

Jesus Christus hörte und verstand das. Er dachte bei sich: „Sieher ist mir die Freude des einfachen Herzens als ein solches bares Geschenk. Vor dem Throne des Allerhöchsten aber verdammt sich jedes fromme Herz, in einem wertlosen Schatz. Sie haben ihre Heerden verlassen, des Schlafes vergesen und eilten, mich zu begründen. Doch, es soll auch dem Allen seine Freude werden: ich werde König, mit königlichen Gaben zu meiner Begrüßung kommen lassen.“

Da erglänzte über der Hütte der Bethlehemenische Stern. Seit Erschaffung der Welt hatte kein Mensch, kein Volk solchen Stern erkannt, auch nicht die Hirten, die zum Weltuntergang Niemand mehr erkennen. Damals aber wurden alle Leute auf der weiten Welt herbeigeholt, um der Sonne Aufgang bis dort, wo sie untergeht. Wärdig ist der Morgenstern, in seinen Strahlen erglänzen Saphire, Rubinen, Diamanten; sein Licht ist klar wie ein Strom lebendigen Wassers, und auf der Menschen Seelen wirkt er beruhigend wie der wohlthätige Schummer, — doch noch schmerzender vor der Stern zu Bethlehem. Ueberall war er sichtbar auf dem Erdennubel, aber nur die reinen Herzens waren, erkannten seines Glanzes Bedeutung. Die da-

gegen der Einde stafen, empfanden Ehrfurcht und Furcht vor dem Gericht Gottes.

Neines Herzens waren drei Könige in fernen, hinter Bergen und Wäldern belagerten Landen, wo zur Winterzeit die Erde weiß ist vom Schnee, Commers aber in goldenen Mehren prangt, wo der Windstol und die Citrone nicht reift. Einer von ihnen, sein Name war Kaspar, nahm Gold, der Andere — Melchior, Myrrhen, der Dritte — Balthasar — Weihrauch, und sie machten sich auf nach Bethlehem.

Bei dem ersten Kreuzwege ließen sie auf einander, begrüßten sich gegenseitig und legten gemeinsam die Reise fort; keiner richtete eine Frage an den Anderen, denn ihre Blicke waren auf den herrlichen Stern gerichtet — sie wußten, sie begriffen Alles.

Schwer waren ihre goldbuntdürftigen, seidenen Gewänder, schwer die goldenen Kronen auf ihren Häuptern. Schwerer aber noch hatten sie an der Last der Jahre zu tragen — gebeugt war der Rücken, das Haar weiß wie Flaß, ihre Augen beschatteten hüßliche, weisse Augenbänder, graue Härte wollten hinauf bis über den Schitel.

Tropfen dem Schrittel sie rüthig vorwärts, die gottesfürchtigen Greise, dem der Glanz des herrlichen Sternes festsetzte sie, gleich einem hellen lebenden Zeichen des Glückes.

Nun Zeit zu Zeit hielten dieser oder jener einen Augenblick inne, um den gebeugten Rücken aufzurichten, dann aber eilte er sogleich wieder weiter . . . weiter . . .

So gelangten sie an die breite Donau und baten dort die Leute, sie nach Bothen überzuführen.

Aus vielen Dörfern kam das Volk zusammengelaufen, denn Jeder wollte die fremden Pilger sehen. Wie eine Mauer umfanden die Leute die drei Greise; der Älteste aber sprach zu den Fremdlingen: „Ihr seid wahr, erhabene Kaiser — einen Stein würfset Du nicht bis dahin, vermöchtest auch auf dem besten Kofse nicht in einem Tage dahin zu reiten. Unsere Segen aber ist eine arme, die Witterung eine rauhe, die Erde verlangt viel menschlichen Schweisses, um Korn zu erzeugen. Da würdest Du mehr Tränen als Freude sehen. Doch dafür sind dort die Menschen, die in Arbeit und Kummer aufgewachsen, stark wie der Wind um Mitternacht, gesund wie der Wintermorgen, sie lieben die Wahrheit, und mit dem Glauben sind sie vermählt, als wäre es ihre Gattin.“

Die Leute schüttelten die Köpfe, hatten sie doch von solchen Lande noch niemals Kunde erhalten.

„Woher aber geht ihr, Väter?“ hieß es weiter. „Nach Bethlehem, wo der König der Welt in Armut geboren ward; wir allen dahin, um uns vor ihm zu verneigen und unsere Gaben darzubringen.“

„Der König der Welt . . . in Armut geboren? . . .“ wiederholte die Menge verwundert.

„Sehet Ihr denn nicht“, fragte Melchior, „den Stern, der am Himmel strahlt, heller als die Sonne? Er hat uns das große Ereignis verkündet.“

„Gewiß, wir sehen, wir sehen den Stern; doch woher sollen wir einfachen Leute etwas begreifen, wenn es uns nicht erklärt wird. Bei uns glaubt man, der Weltuntergang ließe bevor.“

„So folget uns“, sprach Balthasar, dann schauten sie einander an.

Die Leute ließen die Köpfe hängen, dann schauten sie einander an. „Wie sollen wir Armeneligen in die weite Welt hinaus!“ antwortete lächelnd der Balthasar für Alle. „Wir müden der Natur ermanen, müßten Hungers sterben. Wenn aber Ihr, geehrte Greise, an den Ort gelangt, wo sich der König der Welt befindet, dann entbietet ihm auch unseren Gruß und melbet, daß wir uns hier an der Donau in unserer Bergen Einsamkeit jeder gelegenen Verhofft barren. Wollt Ihr aber gültig sein, so bringet dem Kindlein von uns die Gaben, die wir ihm reines Herzens senden.“

Und sie begannen zusammenzutragen, was jeder in seiner Güte fand. Feinestes Feineweide, Käse, Butter, Eier und Würzeln. Ein Maßlein, das in seiner Truhe nichts fand, nahm vom Hofe Korallen, und selbst verständig wie diese, gab es sein einziges Eigen für Christus hin.

Da legten Kaspar, Melchior und Balthasar das Maßlein, welches war wie Milch und But.

Wohl aber die Könige alle die Gaben nicht fortkbringen konnten, stellten man ihnen einen mit zwei Pferden bespannten Wagen zur Verfügung. Und der Wagen füßte sich mit Geschenken hoch, hoch, wie ein Feuerthur, so daß die Greise, falls sie sich unterwegs zum Rollen auf denselben hätten legen wollen, das nicht thun konnten. „Wenn Ihr aber heimkehrt“, bat das Volk noch, „tretet bei uns ein, um zu erzählen, was Ihr sahet und hörte.“

Wichtige Mittheilungen für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten. Die Halleische Zeitung enthält alle Nachrichten über die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten. Die Halleische Zeitung enthält alle Nachrichten über die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Vertical text on the left margin, partially cut off.



[Nachdruck verboten!]

Das Teſtament der Indierin.

8) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay
(Marlham Howard).

„Ich ginge in jedem beliebigen alten Kleide lieber hin, als ihn um ein neues anzufragen.“ entgegnete das junge Mädchen, „deshalb ſuche ich auch immer mit meinem Taſchengelde auszukommen.“

Phoebe's jaſte, hellgraue Augen füllten ſich wieder mit Thränen; dieſe ſtanden ihr immer ſehr nahe, und doch verfehlten ſie nie, auf Honor Eindruck zu machen, und als Phoebe traurig hinzufügte: „Mir würde er es nicht geben, ſonſt würde ich ihn ſelbſt darum bitten, doch Dir ſchlägt er nie etwas ab.“ küßte Honor ſie ruhig und verſprach, Lawrence um das Geld zu bitten, ohne das geringſte Wort des Tadels zu äußern über den ſelbſtſüchtigen Nutzen, den ſie aus der Vorliebe ihres Vormundes für ſie ziehen ſollte.

„Nun werde ich ruhig ſchlafen.“ bemerkte Phoebe, indem ſie ihre Kiſſen zurechtlegte, „gute Nacht, liebe Honor, — a propos, Du haſt mir ja noch gar nichts von Parkhaus erzählt, waſt Du der einzige Gaſt dort?“

„Nein, es war noch ein anderer Gaſt da.“ ſagte Honor, ſchon in der Thür ſtehend, „aber ſchlaf jezt ein, Phoebe.“

„Denn“ — fügte das junge Mädchen mit ſich ſelbſtredend hinzu, als ſie das Schlafzimmer ihrer Couſine hinter ſich ſchloß — „wenn ich von dem fremden Gaſt ſpreche oder an ihn denke, werden ſich meine Gedanken wieder mit Gabriel Myddelton und jener ſo oft gehörten Mordgeſchichte beſchäftigen. Wie offenkundig war es, daß Mr. Keith ſich die Mordthat auch nicht anders, als von Gabriel verübt erklären konnte; und doch wie ſonderbar, daß er fragte, ob man je an Gabriel's Schuld gezwweifelt.“

Am nächſten Morgen ward Honor durch die ſchrilke Glocke, welche die Bewohner des Verchenhofes um acht Uhr an den Frühſtücktiſch rief, aus einem ſieberhaften Traume geweckt, in welchem der alte Baron Myddelton Mr. Keith ermordete und ſie und Gabriel — der letztere ganz ſo ausſehend, wie auf dem Gemälde, das ſich in Abbotsmoor befand — dabeiſtanden.

„Wieder die Letzte.“ bemerkte Jane ſpät, als Honor eine halbe Stunde ſpäter friſch und duſtig, wie eine Sommerroſe, auf der noch die Thautropfen funkeln, und mit jenem hellen Blick ihrer Augen, der ſo ganz frei von Eitelkeit und Selbſtſucht war, das Frühſtückzimmer betrat.

Mr. Haughton hatte ſich ſchon halb von ſeinem Plaze erhoben, als Honor ſich dem Tiſche näherte, beſann ſich plötzlich jedoch eines Andern und begann, nachdem er ſeinen Stuhl wieder näher herangezogen, die kalte Fleiſchpaſtete vor ſich zu zerſchneiden.

Seine Schweſter, ein großes, ſtreng blickendes „ſpäteres Mädchen“ von zweifelhaftem Alter, überhörte Honors freundlichen „Guten Morgen“ und ſchenkte mit mürrischer Miene ihren Thee weiter ein. Jane Haughton zählte umſtreitig nicht zu jenen weiblichen Weſen, die nur Sonnenschein ins Haus bringen; ihre Gegenwart erinnerte im Gegenſatz an einen Februar-Schneereggen oder an einen Novembernebel; am frühen Morgen war ſie jedoch am unlieblichſten.

„Eine tüchtige Strafpredigt.“ dachte Honor, als ſie ihre Taffe aus Janes Händen nahm, „würde eine weit beſſere und tröſtlichere Wirkung hervorbringen.“

Die Unterhaltung im Verchenhofe war nie heiter und aminirt, beſonders aber beim Frühſtück nicht, obgleich Honor, wie immer die tapferſten Verſuche machte, Lebhaftigkeit hineinzubringen. Sie plauderte von der geſtrigen Abendgeſellſchaft und beſchrieb Jane das Diner aufs Ausführlichſte, unbeirrt durch den harren Geſichtsausdruck dieſer Dame; erſtattete Phoebe Bericht über die Toiletten und die neuen Bücher, die ſie geſehen, über ein neues

Duett, das ſie gehört, ohne ſich durch deren zerſtreute Aufmerkſamkeit und ihr Mienenſpiel, daß ſie ihr Verſprechen nicht vergeſſen möge, ſtören zu laſſen, und wiederholt Lawrence die Hauptthemata der geführten Geſpräche.

„Jener andere Gaſt.“ meinte Mr. Haughton, „müßte doch durch das ewige Geſpräch von dem alten Baron und ſeinen Familienangelegenheiten ungeheuer gelangweilt ſein, um ſo mehr nach den Mittheilungen, die ihm, wie ich hörte, die alte Mrs. Paſte vor einigen Tagen gemacht hat.“

„Welche waren das?“

„Sie ſagte, die Verwandten des alten Myddelton könnten nicht anders als gemein, ſelbſtſüchtig, geldgierig und feige ſein.“

„O wie abſcheulich und unwahr!“ rief Phoebe, die immer bereit war, ihn in jenem Sinne zu antworten. „Vermuthlich wußte ſie, daß Du dieſe Worte hören konntest.“

„Wahriſcheinlich.“ antwortete er nachläſſig, „es iſt ihr einerlei, wer ihre bißigen Reden hört.“

„Was ſagte denn Mr. Keith dazu?“ fragte Jane.

„Du ſeßeſt aber doch nicht etwa voraus, daß ich mir Alles notirte?“

„Ihn muß es freuen.“ ſchaltete Honor ruhig ein, „daß er ſich in unſerer Hochachtung für uns nicht getäuſcht hat; es iſt wahr, es ſind reichlich viel derartige Tugenden unter uns zu finden.“

„Alle dieſe ſchönen Eigenſchaften mögen unter uns ſein.“ entgegnete Lawrence, in die Augen des Mädchens blickend, „aber Du haſt keine derſelben an Dir, Honor.“

„Sie ſind von dem Namen Myddelton nicht zu trennen.“ gab Honor mit einem jähen Erröthen zurück, da ſie nichts mehr betrübe, als eine ſolche Neußerung von ihm in Gegenwart ſeiner Schweſter und der armen Phoebe, „er ſieht ja vor Augen, wie wir alle uns einander im Grunde unſeres Herzens haſſen und mir ſcheint, wir werden dies fortſetzen, bis Lady Lawrence's Teſtament bekannt iſt, um alsdann all' unſern Haß auf ihren glücklichen Erben zu concentriren.“

„Gabriel Myddelton hat allein Schuld.“ ſeufzte Phoebe, „daß dieſe ſchrecklichen Eigenſchaften uns zur Laſt gelegt werden; aber Honor, Du weißt es ja ſelbſt, daß es nur die Trent's ſind, welche die gehäſſige und mißgünstige Seite hervorkehren.“

Phoebe brach hier plötzlich ab, denn Mr. Haughton hatte eben das Zimmer verlaſſen, und ihr gingen wichtigere Dinge im Kopf herum, als über den Mangel an chriſtlicher Nächſtenliebe bei den Trent's nachzudenken.

„Geh doch.“ flüſterte ſie über den Tiſch, „denk an Dein Verſprechen, Honor.“

Honor ſtellte ruhig ihren Stuhl auf ſeinen Plaz zurück, und verließ das Zimmer. Als ſie auf dem Hausflur noch einige Augenblicke anhielt, da es ſie keine geringe Ueberwindung koſtete, Haughton's Studirſtude zu betreten, kam Phoebe ſchon athemlos ihr nachgeſtürzt:

„Beile Dich.“ rief ſie, ihre Couſine nach der Thür des Aborten drängend, „er könnte fortgehen! Warum trödelſt Du, da Du doch weißt, daß er es für Dich thun wird? Es iſt zu unfreundlich von Dir, Honor.“

„Nimm Deine Hände weg, ich will die Thür ſelbſt aufmachen.“ ſagte Honor, „was ich verſprochen habe, thue ich freiwillig.“

Als Honor in das Zimmer eintrat, war ihr Vormund eben damit beſchäftigt, die Schubladen ſeines Schreibtiſches wieder zu ſchließen. Er zog den Schließel aus einer derſelben, um ihn mit dem Schließelbunde in die Taſche zu ſtecken, und ging auf den Ramen zu; jezt erſt bemerkte er ihre Anweſenheit, da er ihre leichten Tritte nicht gehört hatte, und blickte ſie mit einem geſchmeichelten Lächeln an, offenbar ganz bereit, ſo lange es ihr beliebte, zu ihrem Dienſt zu ſein.

„Bitte, Lawrence,“ fing das Mädchen einfach an, „willst Du Phoebe heute Morgen etwas Geld geben?“

„Nein, ich habe Phoebe schon hundert Mal gesagt, daß sie immer verschwenderischer würde, wenn ich ihr erlaubte, ihr einmal festgesetztes Taschengeld zu überschreiten, so daß sie schließlich nicht mehr ein noch aus weiß.“

Honor konnte nicht bemerken, daß seine ungeduldige Erwiderung hauptsächlich durch die plötzliche Täuschung hervorgerufen war, daß sie ihn um einer Andern willen aufgesucht. Sie sah, daß er bei seiner Weigerung beharrte.

„Ich habe ihr dies, wie gesagt, mehr als hundert Mal wiederholt,“ fuhr er fort, „und habe keine Lust mehr, immer dasselbe zu predigen. Sie ist eitel und verschwenderisch. Sage ihr, sie solle sich nach Dir richten, Du hast dasselbe Taschengeld und immer —“

„Jane sagt,“ unterbrach Honor ihn schnell, „wenn noch ein zweites Muster wie ich im Hause wäre, würde sie zur Verzweiflung gebracht werden.“

„Allerdings eine hübsche Ausrede,“ erwiderte Lawrence spöttlich, „das, wenn dies, ist ein ungeheuer dehnbares Wörtchen. Jane's Anlaß zu dem Gefühl ist gerade nicht unerklärlich. Du mußt ihr solche Reden vergeben, Honor,“ fuhr er in einem anderen Tone fort, „wenn Du bedenkst, wie eifersüchtig sie meine Liebe überwacht. Kannst Du denn nicht begreifen, warum sie strenger gegen Dich ist, als gegen Phoebe? Sie fürchtet nicht, daß Phoebe sie je verdrängen könnte.“

„Phoebe ist viel kleiner als Jane,“ schaltete Honor mit einem Lächeln ein, „warum sollte sich Jane auch vor ihr fürchten?“

„Nimmer nur Spaß und Scherz,“ murmelte Mr. Haughton, „ist denn das Leben für Dich ein Scherz?“

Ein plötzlicher, leichter Schatten ging bei dieser Frage über das Gesicht des jungen Mädchens. Sie war erst achtzehn Jahre alt und eine Waise. In keiner Mutter Ohr und liebendes Herz hatte sie ihre Zweifel und ihre Bangen, ihr Hoffen und Sehnen, das sie freudig oder traurig bewegten, flüstern können; keines Vaters Hand hatte sie in ihrer Kindheit geleitet, keines Vaters starke und standhafte Liebe sie geführt und belehrt; und was stand ihr noch bevor, die sie mit ihrem warmen und theilnehmenden Herzen in diesem kalten, trostlosen Hause ganz auf sich selbst angewiesen war? War dieses Leben ein Scherz? Kein Wunder, daß solch' ein trauriger Zug gleich einer Vorahnung über ihr Gesicht glitt.

„Laß Jane sagen, was sie will,“ sprach Lawrence, ihr die Hand reichend, „Dir soll nichts versagt werden, so lange ich hier Herr bin.“

„Ich brauche nichts,“ sagte Honor hastig; doch fuhr er nach ihrer Unterbrechung schnell fort:

„Du kannst natürlich damit machen, was Du willst, es Phoebe geben, oder den Einkauf für sie machen; was nachher damit wird, ist mir einerlei. Wie viel muß es sein? Ist dies genug?“

Er nahm zwei Goldstücke aus seiner Börse und ließ letztere noch geöffnet.

„Phoebe braucht nur eins,“ entgegnete Honor stolz und ruhig.

„Ich fragte Phoebe nicht,“ fuhr Mr. Haughton, seine Börse schließend und ihr nochmals die Hand mit dem Gelde entgegenstreckend, fort. „Nimm sie, Honor. Phoebe hat Dich freilich darum gebeten, aber wie dem auch sein mag, Du weißt, daß ich Dir nie eine Bitte abschlagen kann! Vielleicht kommst Du später noch einmal, um für Dich selbst etwas zu bitten, wie Du es in alten Zeiten zu thun pflegtest. Nimm es, warum zögerst Du so lange?“

Langsam und bedächtig, kaum daß ihre weißen, weichen Finger seine Hände berührten, nahm sie die Goldstücke aus seiner flachen Hand.

„Danke, Vetter Lawrence.“

„Vetter Lawrence,“ wiederholte er ärgerlich, „Du verstehst geistlich zu verwunden, Honor, und ich bin ein Stein, der weder hört noch fühlt, Du glaubst, ich sehe nicht, wie Du vermeidest, meine Hand zu berühren, weil Du es mit so vollendeter Annuth thust. Vetter, — dieses Wort hasse ich, von Deinen Lippen ausgesprochen.“

„Wirklich?“ fragte Honor ernst, „soll ich lieber Onkel Lawrence jagen? Klingt es besser: „Danke Dir, Onkel Lawrence?“

„Ist das der ganze Dank, den Du mir geben willst?“ fragte Mr. Haughton, dessen Verger sich allmählig in Lustigkeit verwandelte, wie dies gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten der Fall war.

„Ja, gewiß,“ antwortete sie so natürlich, wie sie als Kind gethan halte, ehe sie das Geheimniß begriffen, warum sie es war, deren Gesellschaft er immer aufsuchte, „Phoebe wird Dir ihren Dank selbst abstatten wollen.“

Verschone mich mit Phoebes Dankesbezeugungen,“ entgegnete er düster; „gieb ihr ihre Schleifen, Blumen und sonstigen Dumtheiten und sei zufrieden. Schicke sie mir nur um Gottes willen nicht mit ihrem dankbaren Herzen auf den Hals! Wehalb siehst Du plötzlich so verlezt und stolz aus? Die alte Geschichte natürlich. Von meinen Pflichten als Phoebes Vormund, meiner Unfreundlichkeit gegen sie, und was sonst noch Alles? Ich bin nicht darum zu tadeln; Du kannst mir das bezeugen, Honor. Wende Dich nicht ab, höre mich nur einen Augenblick an, mein Liebling! Du kannst Alles ins Gleichgewicht bringen; Phoebe soll haben, was sie nur wünscht — schöne Kleider, Federn, Schmuckstücken zur Genüge, Alles, wenn Du mir geben wolltest, was mir fehlt.“

„Das wäre mir unmöglich, Vetter Lawrence,“ erwiderte Honor mit ernstem Kopfschütteln; „denn Dir fehlt ein zufriedenes Gemüth.“

Sie nickte ihm freundlich zu und eilte aus dem Gemach, um die gute Botschaft an Phoebe zu bringen, welche ängstlich darauf wartete.

„Diesen Nachmittag gehen wir nach Kinbourn und kaufen das Kleid,“ rief Phoebe im höchsten Enthusiasmus aus, „und morgen können wir es selbst machen und so alles übrigbleibende Geld ganz für die Garnituren verwenden.“

„Ja,“ sagte Honor gütig, trotzdem sie wußte, wem das Zuschneiden, das Besetzen und die Hauptarbeit zufallen würde, „und auf dem Heimwege wollen wir in dem „weißen Hause“ vortreten; doch nun muß ich sehen, ob ich Jane nicht behilflich sein kann.“

Nachdem Phoebe Owen's höchst wichtige Einkäufe beendet waren, machte Honor eine Besorgung für sich, welche die Neugierde ihrer Cousine besonders erregte. Es war dies ein Packet mit einer Rolle Stramin und Sticwolle in den verschiedensten Farben.

„Trag' es doch nicht,“ sagte Phoebe, als Honor das Packet in den Arm nahm, „es kann ja mit den anderen Sachen geschickt werden.“

„Nein,“ flüsterte Honor, „ich habe zu diesem Zwecke meine Handtasche mitgenommen; es ist auch nicht so groß, um mir lästig zu werden; ich wollte nur, es wäre noch einmal so groß.“

So steckte es Honor ohne weitere Erklärung in die mitgebrachte Tasche, und die beiden jungen Mädchen begaben sich auf den Rückweg. Als sie ungefähr noch eine Viertelstunde von ihrem Hause entfernt waren, machte Honor an der Porte eines niedrigen, weißen Hauses Halt, welches in einem kleinen Garten, der mit Blumen, Obstbäumen und Gemüsen aller Art überfüllt war, stand.

„Bitte, geh' doch nicht hinein,“ rief Phoebe ungeduldig; „Mrs. Pante ist eine zu unangenehme alte Dame und Mrs. Disbrowe so langweilig und dabei krank. Honor, komm, sie haben uns doch nicht gesehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Frau Migräne hat.

Ein dumpfes Halbdunkel, wie in einem Erdöpfelfeller milderer Güte, herrscht in unserm Stübchen, denn die herabgelassenen Rolläden wehren dem nebelgrauen Licht des Novembertages den Eintritt.

Die Gebieterin des Hauses hütet das Bett, ihre Stirne umschlingt ein mit Eißig getränktes Taschentuch, ihre Augen starren glanzlos ins Weite und die bleichen zuckenden Lippen murmeln:

„O, diese Schmerzen . . . ach, diese Migräne!“

„Schon wieder!“ seufzte ich mit einem jammervollen Blick nach oben, dann erhebe ich mich von meiner Arbeit, spreche meiner Lebensgefährtin Trost und Muth zu und rathe ihr einige Hausmittel, von denen ich zwar bestimmt weiß, daß sie nichts nützen, aber ich will mi nicht nachsagen lassen, daß ich nicht alles gethan habe, um die „unstillbaren Schmerzen“, welche die Arme zu erdulden hat, zu lindern.

„Nichts, nichts,“ stöhnte die Leidende, „nur Ruhe möcht ich, absolute Ruhe, dann wird es besser sein.“

„Die sollst du haben, mein armes Kind,“ erwiderte ich, dann gehe ich aus dem Krankenzimmer in die nebenanliegende Stube, wo die drei Knaben hausen.



„Hört, meine lieben Kleinen,“ sagte ich ihnen, „Ihr seit schon große, vernünftige Kinder! Euer armes Mütterchen hat Kopfschmerz, verhaltet euch so ruhig als es euch nur möglich ist, spielt anständig und raust mir nicht wieder wegen jeder Kleinigkeit.“

Die drei Kinder versprechen mir, sich so zu verhalten, wie es meinen Wünschen und dem Kopfschmerz der Mutter angemessen erscheint, und der älteste versichert mir, es werde im Kinderzimmer ruhig sein, ich werde gar nicht wissen, daß es drei Kinder im Hause giebt.

„Das ist brav,“ sage ich, „dafür wird das Christkindl etwas recht Schönes bringen.“ Ich Unvorsichtiger! Kaum sind mir diese Worte entschlüpft, als die drei Kinder in ein schier wahn-sinniges Freudengeheul ausbrechen, mich umringen und mir all ihre Wünsche für Weihnachten bekannt geben.

„Still! . . . Still sein!“ rufe ich, „Die Mutter hat a Kopfschmerz!“

Leutlos schleichen die drei Knirpse von dannen. Die zwei Mädchen nehmen ihre Puppen zur Hand, der Knabe ein Buch. Das letztere erfüllt mich mit Mißtrauen, denn ich weiß aus Erfahrung, daß dieser Wissensdrang in den seltensten Fällen von langer Dauer zu sein pflegt. Nachmals die äußerste Ruhe gebietend, entfernte ich mich und wandte wieder hin zum Schmerzenslager der Frau.

„Ist dir noch nicht besser?“ frage ich und schmelze so viel Mitleid und Erbarmen in den Ton, als mir nur immerhin möglich ist.

„Ach, laß doch das dumme Fragen,“ kispelt die Kranke, „wenn mir besser ist, werde ich schon von selbst aufstehen!“

„Du lieber Himmel,“ entgegnete ich, „es ist mir doch nicht darum zu thun, ich wollte mich ja nur um dein Befinden erkundigen.“

„Ach laß mich in Ruh' und sage der Bepi, daß sie heute kochen muß, ich kann nicht, beim besten Willen nicht.“

Gehorsam pilgerich hinaus in die Küche und überbringe dem Dienstmädchen den Auftrag. Was sie kochen soll, das braucht das Mädchen nicht erst zu fragen, denn sie weiß, daß, wenn sie an solchen Migränetagen das Mittagessen herzustellen hat, stets Paradeisauce und geröstete Erdäpfel gekocht werden, das ist die einzige Kost, die unser Dienstmädchen nach Vorschrift bereiten kann, darauf ist sie dressirt worden.

Im Begriffe, an meine Arbeit zu gehen, vernehme ich den Klimperkasten eines über uns wohnenden Fräuleins, das von der fixen Idee befallen ist, Klavier spielen zu können. Ich bringe rasch meine Toilette in Ordnung, begeben mich in den ersten Stock, klopfe an die Wohnungsthür und bringe, nachdem mir geöffnet worden, den Wunsch vor, das Fräulein möge heute ausnahmsweise das Klavier spielen unterlassen, denn meine Frau leide an einer Migräne, die man als die Krone aller Migränen bezeichnen könne.

Mein Wunsch wird gewährt, das Klavier spielen verstummt. Da aber im Hause noch einige Klaviere vorhanden sind, begeben ich mich vorrathshalber zu allen Nachbarn in der Runde und ersuche, man möge heute weder Holz hacken, noch Klavier spielen, weder Zucker stoßen, noch sonst irgend eine andere lärmende Beschäftigung vornehmen, denn meine Frau leide an einer Migräne, deren Qualität bisher unerreicht sei.

Nachdem mir allseits versprochen wird, die Leidende nicht zu belästigen, begeben ich mich wieder in mein Logement.

O weh! Aus dem Kinderzimmer tönt mir ein heilloser Lärm entgegen. Mit dem spanischen Nöbel, das ich in der Geschwindigkeit dem Dienstmädchen, das eben Kleider klopfen will, aus der Hand nehme, stürze ich wie ein blutdürstiger Tiger in das Gemach.

„Ist das die Ruhe, die ihr mir gelobt!“ rief ich wüthend. Ein Meer von Klagen tönt mir entgegen. Das eine hat das andere gezwickelt, dieses wieder jenes gefragt, das dritte hat sowohl das eine wie das andere an den Zöpfen gerissen. Der Prozeß ist kurz, ich prügle alle drei. Obwohl ich niemals Indianer heulen hörte, so vermuthete ich dennoch, daß eine tausendköpfige Sioux-Indianerhorde nicht im Stande sei, ein ähnliches Geheul hervorzubringen, wie jenes, das die drei lieben Kleinen nun erheben.

„Still! . . . Still sein!“ sage ich, mit dem „Spanischen“ drohend. „Mütterchen hat Kopfschmerz.“ Als ich des Kinderzimmers verlasse, tönt drinnen nur mehr ein leises Wimmern, ein unterdrücktes Schluchzen.

Auf den Behen durchschreite ich das Krankenzimmer, um mich zur Arbeit zu begeben.

„Eine schöne Ruhe hat man,“ wimmert die Frau.

„Sei nur gut,“ sage ich, „ich habe die Kinder schon beruhigt.“

„Beruhigt nennt er das!“ Die Leidende legt sich auf die andere Seite und richtet sich die Kopfpolster. Die Art und Weise, in der das geschieht, that mir kund, das mein Friedensrichteramt nicht jene Anerkennung gefunden hat, die es verdient.

„Kann ich dafür,“ sage ich beleidigt, daß die drei Fragen gleich so entsehrlich heulen, wenn man sie ein bißchen prügelt?“ Da ich keine Antwort erhalte, setze ich mich zur Arbeit.

Schändlich wie die Feder fragt! Eben will ich sie mit dem Taschentuch reinigen, da fällt mir zum Glück ein, daß meine Frau das nicht gerne sieht; ich puge daher die Feder an dem dunklen Beinkleid.

Aber es nützt nichts, die Feder kratzt noch immer. Fort mit ihr! Ich ziehe die Lade meines Schreibischet so behutsam auf, daß meiner Meinung nach nur ein Geist davon unterrichtet sein kann, da fragt meine Frau: „Wirst du noch lange herumspessateln?“

Was soll ich darauf sagen? Ich schweige, nehme möglichst geräuschlos eine andere Feder aus der Schachtel, befestige sie auf dem Halter und will nun die Tischlade wieder zurück-schieben. Es geht nicht, die Lade „spielt“ sich irgendwo.

Ich versuche es noch einmal . . . zweimal . . . dreimal . . . da reißt mir der ohnehin dünne Faden meiner Geduld und wüthend schiebe ich mit allen Kräften die Lade zurück, die jetzt natürlich mit Gepolter an ihren Platz fährt.

„Was treibst Du denn, um Gotteswillen,“ ruft die Frau im Zimmer draußen, sie richtet sich im Bette auf und starrt mich mit entsehrlichen Blicken an.

„Beruhige Dich doch!“ sagte ich, „die Tischlade hat sich gepießt.“

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich nun Alles zu hören bekam, ich weiß nur, daß in der längeren Rede einige Mal die Worte „roh“, „rücksichtslos“ und „unmenslich“ vorkamen und daß meine Frau den Wunsch aussprach, ich möchte doch nur einmal so an Migräne leiden wie sie, damit es mir vergönnt sei, zu erfahren, wie wohlthuend die „ruhige Behandlung“ sei, die ich ihr angedeihen lasse.

Winterrock und Hut nehmend, beschloß ich, mich in irgend ein Kaffeehaus zu flüchten, damit meine arme Frau ungestört leiden könne. Ehe ich mich jedoch entfernte, begab ich mich zu den Kindern und sagte ihnen: „Nur schon brav und still sein, denn Mütterchen hat fürchtbares Kopfschmerz.“

Neuerliches Versprechen, sich mäusehinstill zu verhalten. Beruhigt entfernte ich mich, doch eben im Begriff, die Wohnungsthür zu schließen, vernahm ich, wie im Kinderzimmer das Gebäude, daß die Kleinen dort mit dem Ankersteinbaukasten errichtet hatten, krachend einstürzte und wie gleich darauf meine Frau im Nebenzimmer aufschrie.

Schnell schloß ich die Thür und lief über die Stiege hinauf auf die Straße.

Vor dem Hausthor traf ich den Hausbesorger. Ich überreichte ihm zwei Zwanzigheller-Stücke, und ersuchte ihn, den „Windfang“ zu öfen, er freische und meine Frau müsse absolute Ruhe haben.

Man soll mir nicht nachsagen können, daß ich nicht alles gethan habe, um meiner armen Frau das Leben und Leiden so angenehm als möglich zu gestalten.

(Dest. B. = 31g.)

Wie Künstlerinnen über die Liebe denken.

Man sammelt Aussprüche großer Männer, warum nicht auch Aussprüche von Damen, von welchen die Welt wenigstens für kurze Zeit — spricht. Sind die Aussprüche auch nicht immer von großem Werth, so sind sie mindestens interessant und pikant genug. Seit Jahren, so plaudert Aloof Oppenheim im neuen Wiener Tageblatt, sammelte ich die geflügelten Sätze bedeutender Künstlerinnen, welche ein sprechendes Zeugniß abgeben, wie die Damen vom Theater denken — reden, schreiben. Und sie schreiben viel, sehr viel — die Damen vom Theater. Ich will allerdings nicht die Theorie aufstellen, daß man die Damen (vom Theater) nach den Worten zu beurtheilen habe — aber ein gewissenhafter Feuilletonist, der Glossator des Tages, soll nicht taub oder blind für originelle Aussprüche berühmter Persönlichkeiten sein, und verginge der Ruhm auch nur mit dem

Wechsel des Windes, mit dem Hauch der unruhigen Zeit. Man kann z. B. über die Funktionen des menschlichen Herzens eigene Gedanken haben, die Damen vom Theater haben, und dies ist historisch, die eigenartigsten.

Den ersten Grundsatz über die Funktionen des menschlichen Herzens beim Theater stellte die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecocq auf, sie behauptet kurz in einem Schreiben von ihrem Kollegen Salle: „Das Herz einer Schauspielerin muß für das Publikum nur auf der Bühne sichtbar sein. Wenn das Herz sich außer dem Theater zu fühlen beginnt, hört für uns der gute Ruf auf.“ Ihre Kollegin Sophie Arnould war darin bündiger, ein Ausspruch der großen Künstlerin giebt über die Funktion ihres Herzes besseren Aufschluß. „Wer sein Herz nicht schütten kann, ist eben schwach, und es ist ja der Vorzug unsers Geschlechtes, schwach zu sein.“

Die allzeit witzige Dejazet zeigte im Ausdruck über Herzensangelegenheiten eine reizende Offenheit; so sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln: „O, der, welcher uns liebt, ist weniger zu bedauern, als der, welchen wir lieben.“ — „Die Jugend würde sehr oft auf dem Wege stehen bleiben, wenn nicht die Eitelkeit ihr Gesellschaft leistete.“

Die Tragödin Ristori hatte in Bezug auf Liebe ihre bestimmte Ansicht: „Ich halte sie treuherzig, die Liebe zum Manne für eine zwingende Nothwendigkeit des Weibes, so lange es gar so viele Vertreter des männlichen Geschlechtes giebt!“

Die große Tragödin Rachel hat eigene Grundsätze: „Eine Künstlerin, die nicht liebt“, sagte sie, „hat keine Leidenschaft, nur Leidenschaft erzeugt Leidenschaft. Nur das heilige Feuer der Liebe stählt mich für meine Kunst.“

Eleonore Duse drückt die Leidenschaft in folgenden Worten aus: „Wer nie geliebt, kann keine Komödie spielen! Wer lassen kann, kann auch lieben. Es giebt Schauspielerinnen, die beides nur im Leben kennen.“

Auch über den Kuß denkt die Künstlerin echt: „Wer fühlt, dem bekommt das Küssen schlecht!“

Sarah Bernhardt faßt die Liebe vom moralischen Standpunkte auf, indem sie über dieselbe sich in Folgendem äußert: „Der Verstand, der Geist, der Witz sind männlich, die Liebe ist weiblich, sie gehört unserm Geschlecht voll und ganz, nur wir fühlen wahre Liebe, geben sie mit unserm Herzen und tauschen dafür die Hoffnung ein.“ Unsere deutschen Künstlerinnen dachten und schrieben über dieses Thema gelassener. Die große deutsche Tragödin Sophie Schröder schrieb: „Mit der Liebe muß die Künstlerin das Defizit decken, welches ihr die bürgerliche Gesellschaft bereitet.“

Die unvergeßliche Julie Kettich drückt sich darüber sehr bestimmt aus: „Man irrt, wenn man glaubt, Liebe und Tugend sei beim Theater selten, so würden sie mehr gelten.“ Die einst gefeierte Tragödin Lila Bulowowsky ist treuherzig genug zu bekennen: „Seit meinem siebzehnten Jahre ist mir die Liebe ein ebenso großes Bedürfnis, wie die Begeisterung beim Spiel. Ich habe nie begriffen, wie man von einer Leidenschaft sprechen kann, bei welcher nicht Liebe und Haß Hauptfaktoren sind.“ Wiens große Soubrette alter Zeit, Therese Krones, charakterisirte sich im Punkt der Leidenschaft selbst in den Worten: „Bei mir sind Lieb und Leid zwei unzertrennliche Gefährten, und wenn ich zehn Leben hätte! für einen Mann, der mich recht ordentlich liebt — ich gab sie mit Vergnügen hin.“ Josephine Gallmeyer sprach sich über diesen Punkt gewählter aus, obwohl sie, durch ihre Leistungen zum Liebling der Wiener geworden, sich manches freie Wort auf der Bühne erlauben durfte: „Liebe ist der Champagner im Leben einer Frau. Und ich liebe den Champagner, daß heißt, wenn er gut ist.“

Maria Geisinger meinte: „Die Lebensklugheit gebietet den Damen des Theaters, sich lieben zu lassen, das seelische Bedürfnis erheischt ihnen — zu lieben!“ Die einst so gefeierte Berliner Soubrette Ernestine Wegner äußerte sich: „Schon die geringsten Sagen der Schauspielerinnen schreiben ihnen vor: Laß Dich lieben — das Herz: Liebe den, der Dir gefällt!“ Tiefen Ernst bezeugen die Worte Clara Ziegler's: „Die Sittlichkeit einer Schauspielerin ist die Anweisung für ihre eheliche Treue und gerade durch das Vorurtheil gegen uns muß eine Künstlerin jene Anweisung mit einem großen Kapital von Liebe mit in die Ehe bringen!“ Die einst so humorvolle komische Alte des Berliner Hoftheaters, Frau Frieb-Blumauer pflegte zu sagen: „Die Liebe ist ein Fieber, man ist froh, es hinter sich zu haben!“ Die einst gefeierte Tänzerin Maria Taglioni schrieb: „Das Jugendfeuer der ersten Liebe macht stürmisch — die zweite verlangend, die

dritte bringt eine Mischung von der ersten und zweiten mit der Devise: Jetzt oder nie! hervor.“ Auguste Wilbrandt-Baudius meint: „In Herzensfragen habe ich immer strengste Diskretion am längsten gegen mich selbst bewahrt — wenn nicht mehr, denn freilich wurde aus dem Herzen die größte Quelle unlagbaren Glückes, welche nur durch das Leid für Augenblicke getrübt würde.“ Mit einem Wort der Ida Balman über den Punkt der Liebe im weiblichen Leben wollen wir unsere Aussprüche schließen: Als die Balman gefragt wurde, ob sie sich ein weibliches Wesen, eine Künstlerin denken könne, welche nie Liebe empfunden, antwortete sie: „O ja, wenn das Weib vor der Geburt begraben wurde. Ich halte die Liebe nicht nur für eine süße, nothwendige Gewohnheit, sondern auch für den Paprika des weiblichen Lebens!“

Allerlei.

Russische Geschenke für Dänemark. Ein Kaiserlicher Courier kam dieter Tage von Petersburg in Kopenhagen an, um die Weihnachtsgaben des russischen Kaiserpaars und der Jarin-Wittve an die dänische Königsfamilie zu überbringen. Der Courier, Capitän Leuthier, der schon während der Regierung des Zaren Alexander III. immer mit Derselben nach Fredensborg kam, ist in Dänemark eine allgemein bekannte Persönlichkeit und wegen seines liebenswürdigen Auftretens sehr beliebt. Er steigt in den ersten Hotels ab, wo er mehrere Zimmer bewohnt. Alexander III. hegte großes Vertrauen zu ihm und auch beim jetzigen Zaren bekleidet er denselben Vertrauensposten wie früher. Dießmal brachte der Capitän zwei große Kisten mit, welche die Gaben enthielten. Sie bestanden aus kostbaren Vasen aus Gold und Jaspis, Porzellanfiguren aus der Kaiserlichen Fabrik in Petersburg, Schmuckstücken, Spitzen, Teppichen, Stickereien, Gemälden u. s. w. Bei der Weihnachts-Bescherung, die, wie gewöhnlich, am heiligen Abend beim Königspaar stattfand, waren die Kaiserlichen Gaben auf großen Tischen geordnet und wurden von der Königin an die Mitglieder der königlichen Familie verteilt. Besondere Freude erregte ein großes Bild des verstorbenen Zaren in einem kostbaren, mit Diamanten und echten Perlen geschmückten, goldenen Rahmen. Das Bild, eine Gabe der Jarin-Wittve an ihren Vater, ist für das Arbeitszimmer des Königs Christian bestimmt.

Die Weihnachts-Bescherung.

Die Gattin sticte,
Die Aelteste sticte,
Die Zweite sticte,
Die Dritte sticte,
Und Keine sticte,
Und Keine sticte.

Nun hab' ich vier Paar gestickte Schuh
Und keinen ganzen Strumpf dazu.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Staatsbürger-Atlas** nennt sich ein Buch bei Julius Perthes in Gotha erdriehenes allerliebtes Taschenbüchlein, das für nur 2 Mark 24 Kartenblätter mit über 60 Darstellungen zur Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten, sowie erklärende und ergänzende Begleitworte enthält. Der Verfasser Paul Langhans, dem wir bereits die Herausgabe des „Deutschen Kolonialatlas“ und des „H. Handelsatlas“ verdanken, hat es verstanden, mit Hilfe der Behörden auf engem Raum, überflüssig und zu bequemer Handhabung, eine schier unglückliche Fülle bisher zerstreuten und schwer zugänglichen Stoffes zusammenzutragen. Der Atlas bietet nicht nur sämtliche Behörden (Verwaltungs-, Gerichts-, Steuer-, Berg-, Invaliditäts- und Altersversicherungs-, Militär-, Kolonial-, Postr-, Eisenbahn-, Reichsbank-, Kirchen- u. a. Behörden), sondern auch die Vertheilung von Nationalitäten und Konfessionen, die Zusammenlegung des Reichsaates nach Fractionen, die Verbreitung der Sozialdemokratie, die bis Fertigstellung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches noch herrschenden Privatrechtssysteme, sämtliche Standorte von Heer und Marine (bis zum einzelnen Bataillon herab) auch in den Schutzgebieten, die Reichsflaggen und die Farben der Bundesstaaten und eine Unmenge gleich interessanter Dinge. In unserer Zeit, wo sich die Theilnahme an den öffentlichen Einrichtungen des Reiches auch dem Gleichgültigsten aufdrängt, verschafft der neue „Staatsbürger-Atlas“ längst gewünschte Klarheit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Wir müssen gestehen, daß wir nach kurzer Bekanntmachung den „Staatsbürger-Atlas“ bereits als lieben Freund und Begleiter schätzen gelernt haben, und neigen der Ansicht zu, daß nur der seiner Zeitung wirklich mit vollem Verständniß folgen kann, der den „Staatsbürger-Atlas“ stets als Berater in der Tasche mit sich führt.